

Weltbilder« (Habermas nach Assmann 2018, S. 220). In diesem vorwissenschaftlichen Prozess werden unter anderem narrative Erklärungen durch argumentative ersetzt (Habermas nach Assmann 2018, S. 277). Die neuere Syntheseorientierung greift auf höherer Ebene auf die Zeit vor dieser historischen Spaltung zurück. In den wissenschaftlichen Werken von Freud und den erzählerischen Werken von Thomas Mann beispielsweise wird Erzählerisches und Argumentatives wieder verbunden. In diesem Buch werden aus solchen Erwägungen heraus erzählerisches und lyrisches Wissen mit akademischem als gleichwertige Erkenntnisformen behandelt.

11. Die Liebe zur Welt als ganz andere Erkenntnishaltung

Für Freud wird es zur Schicksalsfrage, ob die Lebenstrieb, »*der ewige Eros*«, für eine Gegenanstrengung gegen den »menschlichen Aggressions- und Selbstvernichtungstrieb« wirksam werden können (Freud 1948, S. 506).

Dieser Freud'schen Fassung eines existentiellen Zweikampfes um die menschliche Seele und Gesellschaft gingen 1793 die moralphilosophischen Überlegungen Immanuel Kants »von dem Kampfe des guten Prinzips, mit dem Bösen, um die Herrschaft über den Menschen« voraus (Kant 2013, S. 44 ff.). An Kants *Theorie des radikalen Bösen in der menschlichen Natur* (ebd., S. 14 ff.) ist gegenwärtig vor allem festzuhalten, dass ein wie auch immer gearteter zerstörerischer Trieb Menschen nicht von der Verantwortung für ihr Denken und Handeln entbindet, da es sich um »ein radikales, angeborenes (nichtsdestoweniger aber von uns selbst zugezogenes) Böse in der menschlichen Natur« handelt« (ebd., S. 25).

Indem der deutsche Nationalsozialismus dieses radikal Böse des zur Maxime, im Sinne sowohl Kants als auch de Sades, verfestigten menschlichen Aggressions- und Selbstvernichtungstriebes »zur welthistorischen Doktrin erhob« (Horkheimer/Adorno 2013, S. 108), lässt er Kants Ideen zur Entgegenwirkung als überholt erscheinen. Nicht jedoch jene, die sich aus Hannah Arendts Beobachtung der Widerstand leistenden Menschen ergibt:

»Nicht weil sie das Gebot »Du sollst nicht töten« streng befolgt hätten, lehnten sie es ab, zu morden, sondern eher deshalb, weil sie nichtwillens waren, mit einem Mörder zusammenzuleben – mit sich selbst. Die Voraussetzung für diese Art der Urteilsbildung ist keine hoch entwickelte Intelligenz oder ein äußerst differenziertes Moralverständnis, sondern schlicht die Gewohnheit, ausdrücklich mit sich selber zusammenzuleben,

das heißt, sich in jenem stillen Zwiegespräch zwischen mir und meinem Selbst zu befinden, welches wir seit Sokrates und Plato gewöhnlich als Denken bezeichnen« (Arendt 2014, S. 244).

Aus einer vielleicht überraschenden Perspektive lässt sich der Zusammenhang von Denken und Leben, Nichtdenken und Töten vertiefen. Der chinesische Literaturnobelpreisträger Mo Yan schildert in seinem Roman *Der Überdruss* die jüngere chinesische Geschichte im Spiegel einer drastisch burlesk gestalteten buddhistischen Seelenwanderung – einer weiteren Denkfigur der Verarbeitung menschlichen Lebens und Sterbens. Die Hauptfigur durchläuft zwischen ihren beiden menschlichen Erscheinungsformen zahlreiche Tiergestalten. In einer derselben, als Schwein, unternimmt sie einen tödlichen Rachefeldzug:

»Ich dachte an nichts. (...) Es war eine rein physische Reaktion. In Bezug auf meine Umgebung blieb ich völlig kalt, versteinert geradezu (...) Mein Kopf war leer, keine Gefühle und Gedanken beschwerten mich. Ich sprang einfach, federleicht sprang ich gestreckt vor. (...) Kein einziger Gedanke ging mir mehr durch den Kopf, noch weniger konnte ich den verschütteten Erinnerungen in meinem Unterbewusstsein nachspüren. Ich senkte den Kopf wie ein Stier und stieß Qiao Feipeng über Bord in den Fluss« (Mo Yan 2012, S. 559 ff.).

Am Ende treibt eine Handvoll Leichen im Fluss. Ganz anders im folgenden Kapitel, in dem der Protagonist zahlreiche Kinder vor dem Ertrinken in eisigem Wasser rettet:

»Jeden, der mir gerade in die Quere kam, den wollte und würde ich retten. Diesmal war mein Gehirnkasten nicht leer, dieses Mal bestürmten mich alle möglichen Gedanken. (...) Eins nach dem anderen rettete ich die Kinder aus dem eisigen Wasser und schob sie aufs Eis hinauf« (ebd., S. 564).

In einem radikalen, das heißt an die Wurzel gehenden Sinne wäre dem abtötenden »Denken« als einer Form negativen Denkens (im Sinne von Bions »-K« und »Kein K«) die Qualität eigentlichen Denkens abzusprechen.

Das ließe sich auch evolutionstheoretisch begründen (vgl. Wouters 2015). Sowohl die menschheitsgeschichtliche Evolution des Denkens als auch seine individuelle Entwicklung lässt sich nur als Kooperation verstehen (Tomasello 2014, S. 185 ff.). Nicht die Konkurrenz, wie es sich teilweise bei Darwin und extrem in sozialdarwinistischen Vorstellungen seit Spencer findet, sondern die Kooperation war die entscheidende menschliche Fähigkeit, wenn auch innerhalb einer Kooperations-Konkurrenz-Balance, zur Erhaltung und Entwicklung unserer Primatenart: »Zusammenarbeit und Kommunikation (...) dehnen sich auf alle begrifflich vermittelten Tätigkeiten der Menschen aus« (ebd., S. 211). Und die spezifisch menschlichen Fähigkeiten, insbesondere die menschliche Denkfähigkeit, erweisen sich als so angelegt, »dass sie nur

inmitten von reichhaltigen sozialen und kulturellen Umgebungen wachsen und gedeihen können« (ebd., S. 217). Angriffe auf Verbindungen tendieren also dazu, das spezifisch Menschliche im Denken auszulöschen.

Um echte Denkfähigkeit zu entwickeln und zu erhalten, ist die Einrichtung von geschützten inneren und äußeren Denkräumen, vor allem in Familien und Bildungsinstitutionen, und ihre Verteidigung gegen allfällige innere und äußere Angriffe nötig (Hinshelwood 1994; Hermann/Reuleaux 2015). Menschen haben daher früh in ihrer Evolution Lernumgebungen hergestellt, in denen sich ihr eigener Nachwuchs entwickelt (Tomasello 2014, S. 199). Problematisch wird es in der so genannten Moderne, wenn diese Lernumgebungen ihren Charakter als geschützte Räume durch übersteigerten Leistungsdruck immer mehr verlieren. Echte Lern- und Denkentwicklungen werden so tendenziell stillgelegt und ihres lebendig spielerischen und experimentellen Charakters beraubt.

Vor dem Hintergrund einer von den gegenwärtigen Machteliten betriebenen »Ablösung des Wohlfahrtsstaates durch den Wettbewerbsstaat« (Münch 2018, S. 23) zeigt Richard Münch, wie der von ihm identifizierte und weltweit agierende »Bildungsindustrielle Komplex« in einer schrecklichen neuen Volte der Dialektik der Aufklärung »aus der explorativen Entfaltung des Verstandesgebrauchs« tendenziell einen »durch und durch kontrollierten« Produktionsprozess der Lernenden an den Schulen und Hochschulen macht, und zwar in der Form von gleichgeschalteten »Trivialmaschinen« (Münch 2018), in der Bedeutung einer völligen Reiz-Reaktions-Konditionierung auf Lernvorgaben, die nicht mehr pädagogisch und lerntheoretisch, sondern ökonomisch festgelegt werden. Paradigmatisch dafür steht das Programme for International Student Assessment (PISA) der OECD als Ausdruck ihrer führenden Rolle »in der globalen Unterwerfung des Bildungsprozesses« unter die auf simple Kennziffern reduzierte, taylorisierte Steuerungsphilosophie des »New Public Management« (NPM). Das bedeutet die Zerstörung oder Abtötung zentraler Voraussetzungen von Lernen, Persönlichkeitsbildung und gelingender Erziehung und erzeugt tendenziell psychische Störungen, weil es der kooperativen Natur der menschlichen Kultur zuwiderläuft (ebd., S. 319 ff.).

Einer weiteren Steigerungsform des abtötenden Denkens, der extremen Kälte der Welt- und Selbstbetrachtung aus einer wie außerirdischen Distanz, einer totalisierenden Distanz, aus der alles eins wird und einerlei, einem Denken wie aus der leblosen Kälte eines vergleichsweise primitiv strukturierten Universums setzt Hannah Arendt die *Amor Mundi* entgegen, die Liebe zur irdischen und zur menschlichen Welt mit dem Wunder der *Natalität*, der Geburt, die immer wieder die Chance auf Neues, Unerwartetes, Unberechenbares zur Welt bringt (Arendt 2014),

mit anderen Worten: Den gesellschaftlichen *Kälteströmen* (Negt 1994), der *kalten Anziehungskraft des Nichts* (Gasdanow 2016, S. 120) kann immer neu das geschichtlich wirksame *Prinzip Hoffnung* als lebenserhaltender und Leben erzeugender Trieb entgegengesetzt werden (Bloch 1985). Durch Hannah Arendts *Amor Mundi* werden ganz frisch gebliebene, sehr alte biblische Worte wachgerufen:

»Wenn ich in den Sprachen der Menschen und Engel redete, / hätte aber die Liebe nicht, / wäre ich dröhnendes Erz oder eine lärmende Pauke. Und wenn ich prophetisch reden könnte / und alle Geheimnisse wüsste / und alle Erkenntnis hätte; / wenn ich alle Glaubenskraft besäße / und Berge damit versetzen könnte, / hätte aber die Liebe nicht, / wäre ich nichts« (1. Korinther 13).¹¹

Zygmunt Bauman zitiert von Gershom Scholem einen vergleichbaren Gedanken aus der Geschichte der jüdischen Mystik, nämlich über die kabbalistische Lehre:

»Es entwickelte sich allmählich die Lehre, die Quelle des Übels im überreichlichen Wachstum der Macht des Urteils zu sehen, die durch die Verdinglichung und die Trennung der Qualität des Urteils von seiner herkömmlichen Verbindung mit der Qualität liebender Freundlichkeit möglich gemacht worden war« (Bauman 1995, S. 217).

Auch nach Auffassung einiger islamischer Mystiker »erlangt der Mensch wahres Wissen durch die Liebe« (Heinzmann et.al. 2014, S. 450). In einer zeitgenössischen literarischen Formulierung: »Vergiss nie, dass du nur das kennen kannst, was du zu lieben vermagst« (Shafak 2013: S. 158).

In einer maßgeblich durch Bion geprägten psychoanalytischen Denkttheorie ist von der »epistemophilen Komponente der Libido« die Rede (Hinshelwood 2004, S. 362). Georges Devereux spricht davon, dass der Eros, der nicht nur Sexualität, sondern auch Freundschaft und liebevolle Fürsorge umfasst, die wissenschaftliche Kreativität beseelt (Devereux 1998, S. 147). Oscar Wilde erwähnt die unbequeme »Liebe zum Denken« (Wilde 1982, S. 8). Der Soziologe Pierre Bourdieu spricht von einer mühsam zu erwerbenden *libido sciendi* als einer Form sozial konstituierter Libido, welche dem Erwerb von kulturellem Kapital dient (Bourdieu 1983, S. 187). Es geht um die Verbindung der Liebe zur Welt mit der Liebe zum Erkenntnisakt. Wenn wir mit Bion drei grundlegende Modi des menschlichen Weltverhältnisses annehmen, Liebe, Hass und Verstehen, dann erlaubt die Verbindung von Liebe und Verstehen gegen Hass den größtmöglichen Spielraum für die menschliche Erkenntnisfähigkeit.

11 Die verschiedenen heiligen Schriften enthalten bekanntlich nicht nur Botschaften der Liebe. Mit Salman Rushdies Vision ihrer Entstehung gesprochen, haben sich auch dort »*Satanische Verse*« eingeschlichen (Rushdie 1988).

In erschütternder Weise führt die Schweizer Psychologin Jacqueline von Kaenel diesen Zusammenhang in dem Dokumentarfilm »Das Erste und das Letzte« von Kasper Kasics vor Augen. Auch hier schießen die erste und letzte Phase des Lebenszyklus zusammen, es zeigt sich jedoch, dass es bei Menschen keinen zwingenden Determinismus gibt, dass Lebendigkeit und Liebe sich auch beim letzten Lebensschritt, dem aus dem Leben heraus, noch gegen das Tödliche durchsetzen können. Als sie die Diagnose Bauchspeicheldrüsenkrebs mit infauster Prognose erhält, lässt sie sich auf einen inneren Dialog mit sich selbst und dem wahnsinnigen und terroristischen Familiensystem ein, in dem sie aufgewachsen ist. Im Angesicht des Todes gelingt es ihr, sich selbst und ihre Biografie zu erkennen, einschließlich des gesellschaftlichen Umfeldes und ihrer Herkunft. Ihre Denkfähigkeit, die sie sich in einem geschickt geschützten inneren Raum, wohl als einzige von vier Kindern, bewahren konnte, gelangt zu einer vollen und späten Blüte, einer Blüte ihres Selbstwertgefühls und der Liebe, die sie ausstrahlt und anzieht. Deren Schönheit überlebt in dem Film, zu dem sie sich dann entschlossen hatte. Sie ist drei Wochen nach den letzten Aufnahmen gestorben. Es bleibt der Eindruck eines von den- kender Liebe geradezu gefluteten Kinosaals und ein Gefühl hart erarbei- teten Seelenfriedens am Lebensende (Kasics / Kaenel, 2018).

Es lohnt für das hier behandelte Thema, noch etwas genauer hinzu- schauen. Eine misshandelnde Mutter aus ostpreußischem Adel, die ihre Kinder als Besitz betrachtet. Ein Schweizer Ehemann, wirtschaftlich er- folgreich, der mit seiner Frau eine glänzende Fassade aufbaut, hinter der die Kinder unmenschlich leiden. Ein Leben im katholisch-faschisti- schen Franco-Spanien. Dort, so Jacqueline von Kaenel, war eine elter- liche Willkür möglich, wie sie so in der Schweiz nicht möglich gewesen wäre. In tiefster Verzweiflung ein Suizidversuch des Mädchens. Eine kur- ze Psychotherapie, die schnell wieder von der Mutter abgebrochen wird. Aber das Mädchen hat gesehen: es gibt eine andere Welt. Menschen kön- nen anders miteinander umgehen. Erwachsen wird sie selbst Psycholo- gin. Aber neben dem erkämpften inneren Raum gibt es eingemauerte Erinnerungen teuflischer Art, wie sie unübertroffen in der Novelle *Die schwarze Spinne* von Jeremias Gotthelf bildlich verdichtet sind. Im An- gesicht des nahenden Todes brechen diese hervor. Unter der Dusche ver- wandeln sich die Wasserstrahlen in brutale Stockschläge. Unwillkürliche Erinnerung überwältigt mit brutaler Wucht die Gegenwart. Von da an folgen all die anderen traumatischen Erinnerungen. Aber die schwarze Spinne der traumatisch nicht vergehenden Vergangenheit kann nun von dem Frau gewordenen Kind neu gesehen werden, so dass ihr tödliches Gift verdampft. Die Protagonistin erkennt sich selbst und versteht den Verlauf ihres bisherigen Lebens. Diese tiefe Erkenntnis, und das ist das Wunder, setzt zugleich jene starken Liebesgefühle frei, wie sie zu den er- wachsenen Söhnen offensichtlich sind, wie sie aber in spröder Vorsicht

auch gegenüber der eigenen Person möglich werden. Das lebt in den magischen Momenten des Films weiter, und so lebt Jacqueline von Kaenel nicht nur in ihren Söhnen oder ihren Patienten weiter, sondern auch in denen, die sie in ihrem Film erkennen können.

Dieser wirkkräftigen Verbindung von Liebe und Erkenntnis entgegen steht eine die Wahrnehmung und das Denken hemmende Angst vieler Menschenwissenschaftler vor den von ihnen untersuchten Menschen, mehr noch vor sich selbst und ihrer Beziehung zu diesen, so dass sie, von unbewussten Abwehrreaktionen getrieben, nach Methoden suchen, um die soziopsychische Distanz zwischen dem Beobachter und dem Beobachteten zu vergrößern (Devereux 1998, S. 128). Dadurch »stirbt« die lebendige – und deshalb relevante – Substanz des Menschen und der Kultur« (ebd., S. 124).

»Am dringlichsten ist deshalb die Wiedereinführung des Lebens in die Wissenschaft vom Leben und die Wiedereinsetzung des Beobachters in die Beobachtungssituation« (ebd., S. 53).

Als produktivsten Weg, Menschen zu erforschen, kennzeichnet Devereux an immer neuen Beispielen das »Medium der eigenen Menschlichkeit« (ebd., S. 186).

Mittels Erich Fromms Methode des produktiven Denkens lässt sich dieser Zusammenhang vertiefen:

»Im produktiven Denken ist das Subjekt dem Objekt gegenüber nicht gleichgültig. Das Objekt wirkt auf das Subjekt, und das Subjekt befasst sich mit ihm. Das Objekt wird nicht als etwas Totes verstanden, als etwas, das von einem selbst und vom eigenen Leben losgelöst ist, oder als etwas, über das man nachdenkt, indem man es von sich selbst isoliert. Im Gegenteil, das Subjekt ist an seinem Objekt interessiert, und je enger die Bindung, desto fruchtbarer das Denken« (Fromm 2017, S. 119).

Um diese Fruchtbarkeit zu erlangen, bildet ein »vitales Interesse den Antrieb« (ebd., S. 122). Hier wird Eros als Triebkraft des Denkens und als Gegenspieler von Thanatos, der Objekte tot denkt, augenfällig.

Wenn wir versuchen, die Liebe zur Welt mit dem Erkennen der Welt zusammenzudenken, bedeutet das, eine uralte und verhängnisvolle Spaltung im abendländischen Denken und der daraus entsprungenen modernen Wissenschaft nicht länger zu akzeptieren. Goldschmidt bezeichnet Freuds Werk als Suche nach den gemeinsamen Wurzeln des Baums des Lebens und des Baums der Erkenntnis (Goldschmidt 2010, S. 154).

Christina Thürmer-Rohr hat auf den Zusammenhang zwischen der Liebe zur Welt und zur existentiellen Vielfalt der menschlichen Welt, der Pluralität, hingewiesen. Pluralität sieht sie in Anknüpfung an Zygmunt Bauman als

»die einzige Kraft, um Menschen die Verantwortlichkeit für ihr Handeln zurückzugeben und das destruktive Potenzial der Moderne einzuschränken« (Thürmer-Rohr 1997).

Allerdings hat die Liebe zur Welt auch zur Folge, dass uns die Trennung von der Welt, unser Abschied aus ihr, unvorstellbar schwerfallen kann.

Dementsprechend hat beispielsweise Goethe im Alter zwar nichts erkennen lassen, was auf ein Festhalten an der Welt *mit klammernden Organen* deuten könnte, jedoch hat er in seinen Gesprächen mit Eckermann geäußert, er möchte keinesfalls das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben. Vielmehr wünschte er sagen zu können, dass alle diejenigen »auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen« (Condrau 1984, S. 274).

12. Pathologische Faszination am wissenschaftlich-technischen Töten

Demgegenüber zeigt sich das destruktive Potenzial in seiner modernen Verkleidung als Faszination am wissenschaftlich-technischen Töten. Dieses ist nur die Steigerungsform jenes allgemeinen Zusammenhangs zwischen Nekrophilie und der Vergötterung der Technik, der Anbetung der »*Stahlgewitter*« (Ernst Jünger), den bereits Erich Fromm beschrieben und analysiert hat (Fromm 2015, S. 384–403). Bereits vor Jünger schrieb der italienische Autor und Nationalistenführer Enrico Corradini mit der gleichen kalt morbiden Lust über die *Schönheit des mechanisierten Gemetzels* (Mishra 2017, S. 260).

Wie reißend und anschwellend dieser Todesstrom in der Moderne ist, zeigt sich daran, »wie im 17. Jahrhundert eingesetzt wurde, was zur modernen »Technik« werden sollte; und der industrielle Komplex von Auschwitz veranschaulicht ihren Mechanismus so perfekt, dass sich zumindest die Frage aufdrängt: Ist Auschwitz der tiefste Grund der abendländischen Technik« (Goldschmidt 2010, S. 164)? »Ist die Vernichtung als solche gewissen Formen der zeitgenössischen Technik inhärent?« (ebd., S. 165)

Es gibt hier einen weiteren Entwicklungsstrang. In einer bestimmten Phase des Zivilisationsprozesses, in welchem die Menschen durch die Form ihres Zusammenlebens gehalten waren, ihre inneren, animalischen Impulse – zu denen Zuneigung und Vernichtung gehören – aus ihrem Bewusstsein zu verdrängen, wirkte sich die zunehmende »Herrschaft der Mechanisierung«, wie Sigfried Gideon in seiner gleichnamigen Studie zeigt, nicht nur auf den Umgang mit der äußeren Natur aus, mit den Pflanzen und Tieren insbesondere, sondern auch und in Wechselwirkung auf den Umgang der Menschen mit der eigenen, inneren Natur: »Je höher der Grad der Mechanisierung ist, umso mehr wird der Kontakt mit